

# Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Hämmerli, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 28

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643865>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

## 8. Fortsetzung

Dieser war über die vornehme Erscheinung der jungen Bäuerin höchlich erbaut. Ihre Ahnen mochten aus dem obern Emmental stammen und gehörten nicht den Alemannen an, sondern waren Nachkommen der Ureinwohner des Landes. Daher kam auch das aparte Aussehen und der geschmeidige Wuchs. Das Haar war fast so schwarz wie das Mädli von der Reutenen, die Augen tiefbraun, der Schnitt des Gesichtes oval und lieblich. Plüss freute sich darauf, eine solche Gemeindegensin zu bekommen. Kurz nach dieser Forschungsreise des Pfarrers von Ramistal machte Hans Schwarz seinem politischen Freund in Steffisburg eine Visite. Man wusste diese mit einem Pferdehandel in Oberdiessbach zu verbinden, und dort fand sich auch Gelegenheit, den immer noch sehr stattlichen Ammann und Grossrat der jungen Witwe vorzustellen. Alles geschah mit der Klugheit und dem Takt, wie sie der Oberschicht unseres Landvolkes eigen sind. Es begann dann eine kurze Korrespondenz, die zu einer Einladung nach Oberdiessbach führte. Dort wurde dann in gründlicher Aussprache der Weg für die Zukunft festgelegt. Dass auf beiden Seiten vorläufig kein Ueberschwang an Gefühlen ausbrechen konnte, verstand sich von selbst. Diese bäuerlich vornehmen Menschenkinder fanden von selbst den richtigen Ton. Auch das Geschäftliche wurde unter Beiziehung von Dekan Fassnacht und dem Grossrat aus Steffisburg gründlich erwogen, niedergeschrieben und wieder erwogen. Es musste ein Ehekontrakt aufgesetzt werden, der keine Lücken aufwies und alles rechtlich klug und menschlich regelte. Da auf keiner Seite Kinder vorhanden waren, ging das Geschäft verhältnismässig rasch und leicht vor sich. Immerhin wollte die junge Frau Aebersold die Verwandtschaft ihres Mannes selig im richtigen Verhältnis bedacht wissen für den Fall ihres Ablebens. Man war es auch auf dieser Seite so zufrieden, da es auch hier nicht an irdischem Gut mangelte. Eine sonderbare Bitte des Ammanns wurde von seiner Zukünftigen nicht abgewiesen. Sie hiess gleich wie sein Mädli, das Unvergessliche. Der — äusserlich betrachtet — scheinbar so harte Mann brachte es nicht über sich, seiner zweiten Frau den gleichen Rufnamen zu lassen. Da Frau Aebersold als zweiten Taufnamen im schlichten Papier der Pfarrei von Rüderswil den Namen Marianne aufwies, gestattete sie Hans Schwarz ohne weiteres, sie so zu nennen. Mit feinem Empfinden ahnte sie die Gründe seines Wunsches. Es war ihr heiliges Bestreben, ihren zweiten Mann so weit zu bringen, dass er den Namen Marianne mit der gleichen Wärme und Innigkeit aussprechen konnte wie den Koseruf vergangener Jahre, Mädli!

Und nun folgte für die Ramistaler Ueberraschung auf Ueberraschung. Das Volk vermochte den Ereignissen kaum zu folgen, war es doch so bedächtigt und langsam in den Vorgängen des Kopfes wie fleissig, arbeitsam und tüchtig auf dem Boden seines Berufes; hatte ihm doch mit Recht der einstige Pfarrherr in den *responsa prudentium*, den Antworten der Geistlichkeit auf die Fragen der Obrigkeit über

den Stand der Volkswirtschaft in allen Gemeinden „teutscher und welscher Lande“, das Zeugnis ausgestellt, dass man kaum ein tüchtigeres Bauernvolk finden möge als das zu Ramistal; flüssig sei das Land und damit günstig für den Futterbau, Gras, Heu und Emd und gutgemäset die Aecker für den Getreidebau, der dem hiesigen Volk die Haupteinnahmen verschaffte. Von seinem Wohlstand zeugten die prächtigen Häuser und Speicher, wie man sie in dieser Stattlichkeit und Sauberkeit nicht überall im Lande antraf. Aber wenn gewisse Ereignisse in zu rascher Reihenfolge dem Volk zu Ramistal zu Ohren oder vor Augen kamen, dann schüttelte männiglich den Kopf: nei so öppis, so öppis, das hätt i ömel jetzt nid dänkt! Der Pfarrer hielt in der Provinzresidenz von Annodazumal seine Hochzeit mit Hulda Lyoth, und Hans Schwarz liess sich von seinem Pfarrer in der Münsterkirche zu Bern einsegnen. Als Trauzeugen traten der Kirchherr von Oberdiessbach und der Grossrat von Steffisburg auf, Jakob Braun, der mit seinen roten Wangen, seinem mächtigen Körper und prächtigen Bernerschädel keine „üble Gattung“ machte.

Was Wunder, dass es nicht zwei Jahre ging, bis Pfarrer Plüsssens Wunsch wegen der Glocken in Erfüllung ging. Als der Ammann Schwarz seinen Friedrich aus der Taufe heimgeführt hatte und auch im Pfarrhaus Kindergeschrei von neuem Leben zeugte, fand eine grosse Gemeindeversammlung statt, an der der Ammann die Kunde von der Schenkung einer Glocke zur Ehre Gottes als Zeichen der Dankbarkeit vorlesen liess und zugleich eröffnete, dass der Pfarrherr eine stattliche Summe zur Anschaffung einer grossen Glocke — ebenfalls als Zeichen des Dankes gegen Gott für die Geburt eines Töchterchens — zur Verfügung stelle. Da wurde von der Gemeinde beiden Männern kräftig gedankt und beschlossen, das Ave-Mariaglöcklein vom Jahre 1508 aus Pietät für Alarmzwecke bei Feuers- oder Kriegsgefahr zu belassen, die beiden anderen Glocken aus dem 17. Jahrhundert aber einschmelzen zu lassen zu einer neuen, die zum Dreiklang passen sollte, der durch die neue grosse Glocke seine Abrundung fand. Man beschloss, eine Sammlung von Haus zu Haus durchzuführen, um den Fonds aus dem Pfrundhaus zu äufnen, so dass man das Werk in Angriff nehmen konnte. Der Bauer auf der Reutenen stellte im übrigen noch die nötigen Eichen zur Verfügung, um einen währschafthen Glockenstuhl zu bauen. Ehe man es gedacht, war die Angelegenheit nach der geldlichen Seite hin in Ordnung. Meister Maritz in Bern erhielt den Auftrag zum Glockenguss. Sein Unternehmen hatte einst M. G. H. in Bern die schönen Kanonen geliefert, deren Prachtsstücke im Unglücksjahr 1798 nach Paris verschleppt wurden. Neben der Herstellung von Kanonen widmete sich das alte Haus auch der Glockengiesserei. Und das gelang aufs Beste. Die kleine Glocke war die Stiftung des Ammanns, die zweite entstand aus der Verschmelzung der beiden alten aus dem 17. Jahrhundert und die grosse Feierabendglocke wurde aus

der Spende der Pfarrfamilie und den freiwilligen Gaben der wohlhabenden Bauern von Ramistal bezahlt.

Und es folgten sich die Jahre. Gott lässt sie dahinfahren wie einen Strom, und immer wieder mussten die Menschen bekennen: Was ist doch unser Leben? Es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.

In der kleinen Taunergemeinde gab es Ruhe und Ordnung. Wieder gehörte zu jedem Häuschen ein schönes Stück „Härd“, so dass der fleissige Tauner, der entweder ein Handwerk betrieb oder auf den Taglohn zu den wohlhabenden Bauern ging, sein Auskommen hatte. Damit ging auch die Liederlichkeit zurück. Der Gemeinderat griff scharf zu, wo man der Faulheit und der Trunksucht frönte. Der alte „Chieb“ zwischen Bauern und Taunern kam langsam in Vergessenheit. Auf dem Schloss wusste man den Führern zu Ramistal Dank dafür. Auch im Schulwesen waren deutliche Fortschritte erkennbar. Dem alten Schulmeister folgte ein neuer, dessen Ausbildung schon beträchtlich gründlicher war als beim guten alten Schneeberger. Immerhin hiess es immer noch, in der Zwischenzeit im Webkeller die Schiffelein hin und her jagen, sollte nicht Bruder Schmalbart zu Tisch sitzen. Franz Oppliger, so hiess der junge Mann, verstand sich auch auf das Malen von Grabkreuzen und Getreidesäcken. Es brachte ihm das manchen Batzen ein. Nach dem Tod des trunksüchtigen Gyger-Ferdy übernahm Oppliger auch das „Schlagen der Orgel“, wie man im Volk immer noch sagte, und daneben hielt er beim Haus die Leichenreden, die zwar der Obrigkeit ein Dorn im Auge waren, weil zu viel Menschliches mit unterlief. Sie suchte sie deshalb zu verbieten. Aber das Volk hielt an diesem alten Brauch fest, und je kräftiger der Ruhm des Verstorbenen ausfiel, desto grösser mochte das Entgelt sein, das der Redner dafür einheimste. Pfarrer Pliuss sah sich gelegentlich veranlasst, im Chorgericht Bemerkungen fallen zu lassen, die Oppliger als Warnung hinterbracht werden sollten. Aber in dem Mass wie die Kinderschar des jungen Schulmeisters zunahm, bewährte sich auch seine Erfindergabe zur Schaffung neuer Einnahmequellen.

Aber auch im Pfrundhaus und auf der Reutenen bevölkerten sich langsam die Stuben. Nach zwölf Jahren konnte Hans Schwarz seine Nachkommenschaft der Grösse nach so schön aufstellen wie Orgelbauer Schär von Sumiswald vor drei Jahrzehnten die Prinzipalpfeifen im Prospekt der schönen Barockorgel im Gotteshaus: es waren drei Knaben und zwei Mädchen. Friedrich, dem Aeltesten, folgte ein Mädchen. Die Wahl seines Taufnamens war gegeben. Mädli wurde der Liebling der Eltern. Ihm folgte eine Lisbeth, dieser ein Johann und als zweijähriger Benjamin stand Christen da in seinem „gestabeligen Mädchenrock“. Nach uralter Erbsitte hätte dieser als Jüngster später den Hof übernehmen sollen, aber er starb als Jüngling an den Folgen eines Unfalls beim Laden eines gewaltigen Heufuders. Friedrich wurde als Aeltester früh in den Betrieb des Hofes eingeführt. Johann zeigte nie Freude am väterlichen Beruf. Der Oberamtmann, der ihm Pate war, liess ihn schon früh in die Stadt kommen und gab ihm einen der grossen Kaufherren in die kaufmännische Lehre. Er sollte sich später in einem guten Geschäftshaus des Emmmentals „einweiben“. So sollte denn Friedrich der Nachfolger seines Vaters werden. Seine Erziehung war überaus sorgfältig und erfolgte nach dem Rat des Pfarrers, der diesem Buben „Götti“ war. Er gab ihm Stunden im Französisch und die musikalische junge Pfarrfrau lernte ihn die Hausorgel spielen, die im guten Wohnzimmer auf der Reutenen eingebaut war. Im Pfarrhaus stand ein modisches Spinett, dessen zarte Töne den herrlichen Gesang der Hausfrau begleiteten. Friedrich machte nach der Admission sein Welschlandjahr, wie es damals unter der besseren Bauernschar Brauch wurde. Seit der Restauration gehörte ja auch der welsche Jura zur Republik Bern, und da nahm es sich

für einen zukünftigen Grossrat gut aus, wenn er die Sprache der Welschen verstand und anständig sprechen konnte. Die beiden Töchter, Mädli und Elisabeth, heirateten später Männer aus den vornehmsten Geschlechtern der Gemeinde, die in der Regenerationszeit im öffentlichen Leben eine Rolle spielen sollten. Der eine wurde Präsident des Amtsgerichtes, und der andere fuhr später als Grossrat und Müller recht oft nach Bern. Der Reichtum des Ammanns war durch seine zweite Heirat gesteigert worden. In den Augen der Städter war er jetzt der typische Vertreter des ländlichen Patriziates, das man aus verschiedenen Gründen zu schätzen wusste. Die Einkäufe für feinere Sachen wurden in der Provinzstadt und nicht in Bern gemacht. Brauchte man einen Arzt, so holte man ihn im Char-à-banc an der Kirchgasse oder im aufblühenden Quartier des alten Holzbrunnens in der unteren Stadt. Apotheker und Advokaten fehlten natürlich im Kreise der Honoratioren nicht und diese hielten viel darauf, mit dem ländlichen Patriziat persönliche Beziehungen zu pflegen. Dieses wiederum fühlte sich nicht wenig geschmeichelt und liess es an Einladungen auf die Höfe nicht fehlen. Dabei wurden auch kleinere wirtschaftliche Beziehungen angeknüpft und vorteilhaft gepflegt. Wie gerne kaufte der Städter feinen alten „Kirsch“, gut geräucherte Hamml, Laffli und Würste, wie man sie beim Stadtmetzger nie bekam. Butter und Nidle wurden ebenfalls bei alten Freunden vom Lande bezogen, von den Kartoffeln und dem Obst gar nicht zu reden. So liess sich denn das städtische, vornehme Bürgertum ganz gerne zur schönen Frühlingszeit oder an langweiligen Sonntagen — die Herren auch während der Jagd — auf diesen oder jenen Hof im Amt herum einladen. Je nachdem brachte man die Damen und Kinder mit: Kaffee, Kuechli, Butter und Honig wurden von jedermann sichtlich geschätzt und manche Bäuerin machte nach so einem Besuch beim Abräumen ein recht verduztetes Gesicht; aber man wusste die Ehre zu schätzen. Erst die hochgehenden Wogen der Politik zur Zeit der Regeneration haben in diese Beziehungen eine bleibende und giftige Trübung hineingetragen. Diese Tatsache verdüsterte ganz besonders die letzten Lebensjahre unseres Hans Schwarz von der Reutenen.

Aehnliches war im Pfarrhaus der Fall. Hier sorgte der Schnitter Tod frühzeitig für schmerzvolle Stunden und lange hörte man aus seinen Fenstern weder den feinen Klang des Spinetts noch die herrliche Altstimme der Pfarrfrau ins Freie schallen, zur Freude der vorüberziehenden Bauersleute und der gefiederten Sängere: „Hüte dich, feins Blümelein.“ Das Töchterchen lag wie ein Engel so zart im schwarzen Schrein. Es war von der Mutter Seite her Abkömmling einer Hugenottenfamilie, die im Bernerland zurückgeblieben war und hier ihre Manufaktur einfuhrte, die sie in Frankreich zu schönem Wohlstand gebracht hatte. Von dieser Abstammung her kam der eigenartig holdselige fremdländische Zug im Angesicht und Wesen dieses Lieblings der Pfarrfamilie und der ganzen Nachbarschaft der Pfrund. Seit diesem Unglückstage sah man die junge Pfarrfrau nur noch in Schwarz gekleidet einhergehen. So blieb es bis zum Tode ihres Gatten und bis an ihr eigenes Totenbett. Immer wieder holte die fast zu Schwermut gebeugte Mutter aus ihrem Gedächtnis die Worte Paul Gerhards hervor, die ihr wunderbaren Trost brachten: Welch hohe Lust, Welch heller Schein wird wohl in Christi Garten sein, wie muss es da wohl klingen, da so viel tausend Seraphim mit hohem Mut und heller Stimme, ihr Hallelujah singen? In Christi Garten!

Erst nach Jahren sang die bekannte Sängerin auf Drängen ihres einstigen Lehrers in der Stadtkirche die Solopartien für Alt in Mozarts Requiem anlässlich einer Wiedergabe dieses herrlichen Meisterwerkes durch die Chöre der Vaterstadt.

Die beiden Führer der Gemeinde standen einander nach wie vor treu zur Seite. Sie hatten Stützen nötig im persönlichen und im politischen Leben. Beide spürten es deutlich,



dass ein neuer politischer Wind durch die Lande zu wehen begann. Pfarrer Plüss hatte von den Zusammenkünften im Hôtel de Ville in der Nachbarstadt gehört, wo gegen das alte Regiment Pläne geschmiedet wurden. Er konnte aus Überzeugung nicht mitmachen, wo es um die Einführung neuer Volksrechte ging. Dass Hans Schwarz erst recht nichts von diesen neumodischen Dingen wissen wollte, lag in seinem ganzen Wesen begründet. Seine Ramistaler redeten ihm den „Stieregrind“ nach. Es war ja etwas daran: Erbmasse der Schwarz vom alten Zimmermannsgeschlecht! Stieregrind im guten und im bösen. Daran lag's, dass Mädli mit schwerbeladenem Gewissen sterben musste; daran lag's aber auch, dass auf der Reutenen jeder verschämte Arme Hilfe fand, jeder Gauner aber den scharfen Zugriff des Gemeindehauptes zu spüren bekam. Daran lag's, dass in schweren Zeiten die gute Marianne, geborne Althaus, verwitwete Aebersold, einen grossen Hafen mit Erbsmues „überhatte“, der nicht in der Haushaltung Verwendung fand. Zu Scharen erschienen damals auf solchen Höfen arme Oberländer, Kleinbauern aus dem oberen Emmental und aus dem Rohrbachgraben. Dann stapf die Reutenenbäuerin mit einem langen Stecken wie ein Schulmeister neben dem gewaltigen Tisch in der Küche und liess die Meisterjungfer Suppe schöpfen; sie selbst verteilte das Brot. Da mochte es dann vorkommen, dass der eine oder andere, der sich als Frechdachs im gastlichen Hof erwies, eines mit der langen Rute über die Finger kriegte; denn Ordnung musste sein. Das war der unerbittliche Wille des Hofbauern. Wenn im unteren Emmental Sichtele gefeiert oder das Neujahr mit besonderer Festlichkeit begrüsst wurde, kamen solch arme Leute in Scharen ins wohlhabende Gebiet der Getreidehöfe. Da hiess es viel hungrige Mäuler speisen. Hans Schwarz war nicht nur kein Gegner dieser Art des Almosengebens, sondern er unterstützte es aus guten Gründen. Er kannte aus dem „Grossen Rat“ die Verhältnisse in den unwirtlichen Gegenden des Bernerlandes. Was ihn aber am meisten beeinflusste, war die Stimme Mädelis auf dem Sterbebett: „Hans, mi Hans, tue Guets mit beidne Hände; du bisch ja rych, hesch Gäld meh weder gnuet. Dänk a dys Mädli; hilf ihm bym Herrgott z'Gnade“. Bei diesem „Gutes tun“ war sein Herz weich, sein Christentum wirkliches Leben.

Eisig aber konnte der Ammann werden, wenn die Sprache auf die Politik des Tages kam. Den Obrigkeiten der Mediation und der Restauration hatte er seine angesehene Stellung in Gemeinde und Kanton zu verdanken. Das alles war ihm nicht aus persönlichem Ehrgeiz wichtig, nein, es war in seinen Augen die Rehabilitation der Bauernfamilie: Hans Schwarz und Mädli verwitwete Altenberger auf der Reutenen. Je kleiner und sündhafter er sich vor dem Herrgott vorkam, desto mehr suchte er vor den Menschen etwas zu gelten. Es kam so eine Art Ausgleich in seiner Seele zustande, der ihm innere Ruhe verschaffte. Die Sechzigerjahre lagen nun hinter ihm. Ungebrochen waren Gestalt und Wille. Aber nun huben die politischen Gegner in der Gemeinde einen stillen, aber zähen Kampf gegen die Herrschaft des Ammanns an. Unter ihnen standen sogar seine beiden späteren Schwiegersöhne, die den neuen Ideen huldigten. Es kam auf der Reutenen zu scharfen Worten. Die Brüder Schnell in Burgdorf und besonders der leidenschaftliche Doktor Kari im Sommerhaus, fanden das Ohr so manches jungen Ramistalers.

Der Vizepräsident des Gemeinderates, Aebi im Riedmoos, „Statthalter“ — wie man damals sagte — stand offen in der Reihe der schärfsten Gegner des alten Regimentes. Hans Schwarz musste erkennen, dass es Zeit sei, das Amt des Ammanns niederzulegen. Jahrzehntelange hatte er es innegehabt. Durch seinen häufigen Verkehr mit der politischen und gesellschaftlichen Oberschicht in der Haupt- und der Nachbarstadt und in der eigenen Gemeinde hatte er sich innerlich dem Volke der Ramistaler entfremdet.

Seine kleine und enge Welt sagte ihm nichts mehr — auch spürte er, dass sein Weg langsam der Ewigkeit zuführte. Immer häufiger fand man ihn zu Hause hinter dem „Buch“ und schaute man die Stellen nach, die Schwarz besonders bevorzugte, so handelte es sich um die Psalmen Davids, unter denen der 51. Hans Schwarz aus der Seele sprach. Des Jüngsten, Christens, Tod durch Unfall im Heuet, setzte ihm furchtbar zu. Das Wort: „Der Tod ist der Sünde Sold“, wurden von ihm auf die Sünde seiner Jugend bezogen.

Der Reutenen-Bauer wurde ein einsamer Mensch. Nicht durch die Schuld der anderen. Es war sein Schicksal. Marianne war ihm ein guter Wegkamerad gewesen, lieb, treu, haushälterisch, eine richtige Bäuerin, eine ausgezeichnete Erzieherin seiner Kinder. Ja, ihm war das Los in dieser Hinsicht gefallen aufs lieblichste. Bewusst kehrte der alt Ammann den Bauernaristokraten heraus. Er durfte es, und er verstand es. Mit dem neuen Ammann vom Riedmoos unterhielt er keine Beziehungen; war er doch sein politischer Gegner. Die Schnell in Burgdorf sollten diesen bald genug auf den Schild erheben. Er wurde auch sein Nachfolger im Grossen Rat, der freilich mit der Regeneration eine ganz andere Zusammensetzung bekam. Die Ehre war nun nicht mehr so gross wie früher, wo die Wahlmänner, die Ausgesessenen eines grossen Bezirkes ihren Vertrauensmann bezeichneten. So nahm sich nun alt Ammann Schwarz in seinem Ramistal aus wie ein massiver Block aus Marmor auf einer grünen Wiese des Emmentals. Er selbst unterstrich das Fremdsein auf dieser Erde. Aehnlich erging es dem Pfarrer, der zwar seinen Freund auf der Reutenen überleben sollte. Zwei Jahre nach dem Sturz der alten Regierung schloss der Hofbauer auf der Reutenen die Augen. Man hatte auf seine Bitte den Pfarrer kommen lassen, der ihm das Abendmahl ausrichtete, nachdem er den 51. und den 103. Psalm gelesen und mit seinem alten Freund recht von Herzen gebetet hatte. In jener Stunde hat Hans Schwarz seinem treuen Pfarrer auch das Herz ausgeschüttet, worauf ihm dieser nach altreformierter Sitte den Trost spenden durfte: „Unser lieber Herr Jesus hat seiner Kirche diesen hohen Trost hinterlassen, dass er uns Predigern, seinen Dienern, befohlen hat, allen, denen ihre Sünden leid sind, die auf Christum allein trauen und ihr Leben zu bessern begehren, ihre Sünden zu verzeihen. Er hat zugesagt, dass solchen ihre Sünden auch im Himmel verziehen sein sollen. Auf diesen gnädigen Befehl und Trost unseres Herrn Jesu Christi verkündige ich dir, dem seine Sünden bitter leid sind, der du an Christus glaubst und im Leben ernste Reue bewiesen hast, Vergebung aller deiner Sünden, Gottes Gnade und Barmherzigkeit und das ewige Leben durch unseren Herrn Jesum Christum! Amen.“ Unausprechliche Dankbarkeit leuchtete in den Augen des Sterbenden auf. Ein leiser Druck seiner Hand und der Seelsorger wusste: es ist vorbei. In den Worten eines uralten Kirchengebetes murmelte er vor sich hin: proficiscere anima christiana! Dann segnete er die kleine Hausgemeinde, die sich schluchzend um das Sterbebett des Hausvaters versammelt hatte. Jedem einzelnen hatte der scheidende Vater noch ein Abschiedswort auf seinen künftigen Weg mitgegeben, eine Warnung, eine Mahnung oder eine Aufmunterung und seiner Marianne herzlichen, warmen Dank für die treue Kameradschaft auf dem gemeinsamen Lebensweg. Dem Pfarrer war weh ums Herz; denn nun war auch er in der Gemeinde ein einsamer Mann geworden. Mit tiefer Ehrfurcht schaute zwar männiglich auf ihn; aber die Distanz zwischen ihm und dem Volk wurde immer grösser — nicht in Fragen des Glaubens, wohl aber in der Haltung des Lebens und in Fragen der Oeffentlichkeit. Seiner Ansprache am Sarg des alten Freundes legte er das Wort zugrunde: Und als Samuel starb, trauerte das ganze Volk. Meisterlich verstand er es, in echt reformierter Weise zu zeigen, was Gott aus diesem Werkzeug für sein Volk gemacht hatte. Immer wieder hiess es: Gott allein die Ehre! (Fortsetzung folgt)